

WAS SICH NICHT SAGEN LÄSST

DAS NICHT-BEGRIFFLICHE IN
WISSENSCHAFT, KUNST UND RELIGION

HERAUSGEGEBEN VON
JOACHIM BROMAND UND GUIDO KREIS



Akademie Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft

Abbildung auf dem Einband: Lucas Cranach der Jüngere: Lucretia (Ausschnitt),
Residenzmuseum/Staatsgalerie Bamberg, © Wikimedia Commons

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-05-004901-4

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2010

Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Redaktion: Guido Kreis, Joachim Bromand und Jaroslaw Bledowski

Lektorat: Mischka Dammaschke

Satz: Joachim Bromand und Jaroslaw Bledowski, Bonn

Einbandgestaltung: Petra Florath, Berlin

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

Terminus und Kontext. Aporien der philosophischen Fachsprache

CHRISTOPH KANN

Fachsprachen zeigen sich in vielfältiger Weise mit der Normalsprache verbunden, und zwar nicht nur beim Definieren von Fachtermini, das die Normalsprache als Metasprache nutzt. Die meisten Termini der Philosophie bzw. des philosophischen Fachjargons verweisen an sich schon direkt oder indirekt auf vorphilosophische Ausdrücke, auf nicht-terminologische, normalsprachliche Wörter. Zumindest hinsichtlich ihrer sprachlichen Mittel ist festzustellen, dass die Philosophie niemals im strengen Sinn voraussetzungsfrei arbeiten kann. So zeigt etwa Descartes' Projekt eines Neuaufbaus allen Wissens, dass weder die Normalsprache noch die Fachsprache der Philosophie hypothetisch zu suspendieren sind. Anderenfalls käme bereits der methodische Zweifel, der nur sprachlich und kaum ohne jeden Rückgriff auf die philosophische Terminologie formulierbar ist, von vornherein nicht zum Zuge. Descartes will die *Prinzipien* seiner früheren Meinungen angreifen, zweifelt an der Verlässlichkeit der *Sinne*, rekurriert auf sein *Bewusstsein*, setzt die Unterscheidungen von *eingebildeter* und *wirklicher Existenz*, von *Gewissheit* und *Ungewissheit* voraus, usw. Die methodisch-skeptischen Überlegungen der *Ersten Meditation* beschließt Descartes unter Rekurs auf die „gerade zur Sprache gebrachten Schwierigkeiten“,¹ welche sich eben nur sprachlich und nicht ohne Fachsprache formulieren lassen. In Descartes' Reflexionen auf das Was oder Wer seines eigenen Ich, die ihn schließlich zu seinem archimedischen Punkt des *Cogito ergo sum* führen, verbinden und verdichten sich normalsprachliche mit fachterminologischen Ausdrücken zu einem genuin philosophischen Sprachspiel.

Der Titel „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ der populärwissenschaftlichen Arbeit von Precht (2007) nimmt das cartesische Sprachspiel auf bzw. spiegelt es normalsprachlich-simpel und zugleich fachwissenschaftlich-verquer wieder. Irgendwie versteht man den Titel – und andererseits auch irgendwie nicht. Wenn nicht, dann liegt das kaum an der Wortwahl. Der Titel enthält keinen wirklich schwierigen Ausdruck, keinen eigentlich philosophischen Fachterminus. Wenn der absichtsvoll normalsprachlich konstruierte Titel ein fachphilosophisches Sprachspiel suggeriert, dann liegt dies an dem sachlichen Kontext und der syntaktischen Konstellation, in welche die Wörter hier eingerückt sind.

Normalsprachliche Ausdrücke erhalten eine fachsprachliche Bedeutung also dann, wenn sie einer fachspezifischen Frage zugeordnet bzw. in einem fachwissenschaftli-

¹ Descartes, *Meditationen* I, 12, S. 20.

chen Kontext verwendet werden. Der damit verbundene Bedeutungswandel erfolgt allerdings nur im Extremfall durch eine explizite oder schulmäßige Definition. In der Regel werden normalsprachliche Ausdrücke implizit für fachwissenschaftliche Fragestellungen in Anspruch genommen und erhalten ihre neue Bedeutung im Kontext eines spezialistischen Gebrauchswissens, in dem gleichwohl der Bedeutungsgehalt des vorwissenschaftlichen Gebrauchs wirksam bleibt. In diesem Sinne stellt v. Weizsäcker (1971), S. 65, aus naturwissenschaftlicher Sicht fest:

Die sog. exakte Wissenschaft kann niemals und unter keinen Umständen die Anknüpfung an das, was man die natürliche Sprache oder die Umgangssprache nennt, entbehren. Es handelt sich stets nur um einen Prozeß der vielleicht sehr weit getriebenen Umgestaltung derjenigen Sprache, die wir immer schon sprechen und verstehen.

Der „Gebrauch einer Terminologie“ ist und bleibt, wie Gadamer (1972), S. 392, betont, „in das Sprechen einer Sprache eingeschmolzen“. Wer wissenschaftlich spricht oder schreibt, bedient sich nicht nur terminologischer Ausdrücke, und die verwendeten terminologischen Ausdrücke sind weder immer noch ausschließlich terminologische Ausdrücke. „Es gibt kein rein terminologisches Sprechen“, erklärt Gadamer, „und noch der künstlich und sprachwidrig geschaffene Kunsta Ausdruck [...] kehrt in das Leben der Sprache zurück.“ (ibid.) Mit dem bekannten Anspruch Wittgensteins, PU §116, S. 300, – „Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück“ – wird jene Rückkehr philosophischer Terminologie in das „Leben der Sprache“, d. h. in den normalsprachlichen Kontext, programmatisch anvisiert.

Von „sprachwidrig geschaffene[n]“ Kunstaussdrücken – man mag an Wortbildungen wie „Hylemorphismus“, „Epiphänomenalismus“ oder „Propositionalität“ denken – soll hier zunächst ebenso abgesehen werden wie von Allerweltswörtern wie „wer“, „ich“ oder „viele“, die Prechts Buchtitel konstituieren. Die latente Umwandlung eines normalsprachlichen Ausdrucks in einen Fachterminus ist exemplarisch an der Verwendung des Terminus „Macht“ bei Nietzsche zu beobachten. Nietzsches Machtbegriff einschließlich der in seinem Spätwerk zentralen programmatischen Formel des *Willens zur Macht* verdankt sich teils einer empirischen Verallgemeinerung, teils einer metaphysischen Spekulation und wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert ebenso richtungsweisend für individualpsychologische Theoriebildungen wie für sozialphilosophische Konzeptionen der Elitenherrschaft. Nietzsche verwendet den Ausdruck „Macht“ zwar in Affinität zum umgangssprachlichen Machtbegriff, greift zugleich aber auf seine spezifische Bedeutung als Fachterminus zurück, die sich zu den klassischen Herkunftsbegriffen „dynamis“, „potentia“, „potestas“ usw. zurückverfolgen lässt. Diese fachterminologische Traditionslinie modifiziert Nietzsche durch seinen Rückgriff auf Spinozas Kraft- und Affektenlehre sowie auf Schopenhauers Willensbegriff, wobei nach Lichtblau (1980), Sp. 608, „in Nietzsches Philosophie [...] die Thematisierung der Macht ihre grundbegrifflich radikalste Ausweitung“ erfährt.

Ähnliches gilt für den in Nietzsches Machtkonzeption wirksamen Willensbegriff Schopenhauers selbst. Üblicherweise bezeichnet „Wille“ einen zielgerichteten geisti-

gen Akt. Bei Schopenhauer hingegen übernimmt der Willensbegriff die spezifische und zugleich zentrale Bedeutung eines überpersönlichen metaphysischen Weltprinzips, das sich in der Natur auf verschiedenen Stufen objektiviert. Als systematischer Platzhalter für den kantischen Begriff des Dings an sich entfernt sich Schopenhauers Willensbegriff – im Vergleich mit Nietzsches Machtbegriff – noch wesentlich weiter von seiner normalsprachlichen Bedeutung. Gleichzeitig erfährt der Willensbegriff im Binnenbereich der philosophischen Fachterminologie, wo er seit jeher vor allem in ethischen, handlungstheoretischen und psychologischen Zusammenhängen an zentraler Stelle vorkommt, eine markante Modifikation. Schopenhauer geht aus vom Menschen und seinem Leib, welcher Voraussetzung – und zwar eine *wollende* Voraussetzung – dafür sei, dass uns eine Welt als Vorstellung gegeben ist. So geht Schopenhauer dazu über, den Leib als „Objektivität des Willens“² zu bezeichnen, um dann den Analogieschluss zu ziehen, dass jede Erscheinung in der Natur, die einerseits Vorstellung und andererseits das dieser Vorstellung Zugrundeliegende ist, „seinem innern Wesen nach, das selbe seyn muß, als was wir an uns Wille nennen“.³

Nietzsche, der seinerseits den Willens- und den Machtbegriff naturalistisch ausweitet,⁴ stellt fest, dass Schopenhauer das Wort „Wille“ zum Terminus der „Bezeichnung vieler menschlicher Zustände umbildete und in eine Lücke der Sprache hineinstellte“.⁵ Speziell hinter dem Bild einer „Lücke der Sprache“ steckt eine beachtenswerte terminologische Diagnose: Offenbar können philosophische Termini gleichsam *auf Lücke* produziert und an blinden Flecken des fachlichen Vokabulars installiert werden, wobei diese Installation in expliziter oder impliziter Form erfolgen kann. Ein gebräuchlicher Ausdruck, hier „Wille“, wird erweiternd und zugleich spezifizierend zur Bezeichnung von Dingen bzw. Sachverhalten in Anspruch genommen, für die noch kein Terminus zur Verfügung steht. Gegen solche verfremdenden Begriffsvereinnahmungen ist freilich manches einzuwenden, wie sich bei Nietzsche zeigt, der gegen eine „Philosophen-Wuth der Verallgemeinerung“, einen Zweck der „Verwendung bei allerhand mystischem Unfuge“ sowie der „falschen Verdinglichung“, protestiert und Schopenhauers Willensbegriff kurzerhand zur „poetischen Metapher“ erklärt.⁶

Die unkontrollierte Verallgemeinerung, die Nietzsche von einem „All-eins-Willen“ sprechen lässt, wird wegen der bedeutungserweiternden Metamorphose, die Schopen-

² Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung* I, §18, S. 143. Zu beachten ist hier neben den Besonderheiten des Willensbegriffs auch der Ausdruck „Objektivität“ als terminologische Neuschöpfung Schopenhauers.

³ *Ibid.*, §19, S. 149.

⁴ Vgl. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra* II, KSA 4, S. 147: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht [...]“.

⁵ Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches* II, 5, KSA 2, S. 382.

⁶ *Ibid.*, S. 382f. Das Wort „Verdinglichung“ für die regressive Spätphase in der Entwicklung von Termini findet auch häufig Verwendung bei Adorno (1973), u. a. S. 39, 49, 54 u. ö., wo es sich selbst gleichsam terminologisch verfestigt.

hauer dem Willensbegriff aufzwingt, von Hogrebe (1987), S. 27, als Gewaltstreich bezeichnet und gleichwohl positiv gewürdigt:

Es ist klar, daß das Wort ‚Wille‘ in der hier vorgeführten generalisierten Façon seines Gebrauchs eine Bedeutungsfülle erhält, die sich nur durch hinreichende Unbestimmtheit erzielen läßt. Das Unklare dieses Willensbegriffs [...] macht Schopenhauers Philosophie vielleicht erst so interessant.

Nach Hogrebes Diagnose führt der generalisierende Gebrauch eines Terminus, in diesem Fall des Willensbegriffs, also nicht (nur) zu einer Beliebigkeit oder Inflationierung, sondern zu einer „Bedeutungsfülle“, welche die von dem Terminus getragene Philosophie als ganze aufwerten kann. Diese Aufwertung ist dann allerdings nicht erst den die Philosophie eigentlich ausmachenden Behauptungssätzen zuzuschreiben, sondern der grundlegenden, als vorpropositional zu kennzeichnenden Ebene ihres terminologischen Inventars. Die Innovationskraft einer Philosophie erscheint so speziell mit der Kreativität ihrer terminologischen Inszenierung aufs engste verbunden. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass hier das eigentliche Potential von Schopenhauers metaphysischer Konzeption auf die spekulativ erweiternde Umdeutung bzw. Transkontextualisierung des Willensbegriffs zurückgeführt wird.

„Macht“ und „Wille“ sind nur zwei Beispiele philosophischer Termini, die auf alltägliche Ausdrucksmittel bzw. vorphilosophische Kontexte verweisen. Termini wie „Form“, „Idee“, „Intuition“, „Kategorie“, „Materie“, „Praxis“, „Psyche“, „Subjekt“, „Substanz“, „Theorie“ usw. können neben einigen ihrer griechischen oder lateinischen Vorläuferbegriffe als signifikante, aber auch kontingente Beispiele für den fast unüberschaubaren Überschneidungsbereich normalsprachlicher und philosophisch-fachsprachlicher Termini dienen.

Die Besonderheit und Schwierigkeit fachterminologischer Ausdrucksmittel provoziert Kritik speziell im Falle der Philosophie. „Bei jeder anderen Wissenschaft“, so Schnädelbach (1993), S. 13,

wird akzeptiert, dass sie ihren eigenen Kernbereich, ihre Fachterminologie, ihre spezifische Unzugänglichkeit besitzt; die Philosophie hingegen scheint mit der Psychologie oder den Erziehungswissenschaften das Schicksal zu teilen, dass jeder unmittelbare Verständlichkeit von ihr erwartet [...].

Adorno (1973), S. 34, nimmt an, dass die Widerstände gegen die philosophische Terminologie oft weniger dieser Terminologie als vielmehr der Philosophie selbst gelten, weil diese „die Unmittelbarkeit des Lebens in einer empfindlichen Weise stört“. Hier sind Zweifel angebracht. Denn z. B. könnte man den genannten Buchtitel „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ als Störung der Unmittelbarkeit des Lebens empfinden, und doch stieß das Werk nicht auf nennenswerten Widerstand, sondern wurde auf Anhieb ein Bestseller. Würde der Titel umformuliert in Fachjargon – etwa zu „Epistemische Selbstreferenz und die Dissonanzen personaler Identität“ – würde man das Buch in den Bestsellerlisten wohl vergebens suchen. Adornos „Unmittelbarkeit des Lebens“ scheint

insofern weniger durch die Herausforderung zur philosophischen Reflexion, wozu der populäre Buchtitel durchaus einlädt, als vielmehr durch vertrackten Fachjargon gestört zu werden. Jedenfalls kann die philosophische Fachterminologie zu einer Subtilität getrieben werden, die aufgrund der Enttäuschung der von Schnädelbach betonten Verständlichkeitserwartung geradezu affektive Ablehnung hervorruft, was Adorno (1973), S. 33, in Anlehnung an Benjamin zugleich anschaulich und drastisch von „Zuhälter-sprache“ und „Verbrecherjargon von abgefeymten Eingeweihten“ sprechen lässt.

Allgemeine Verständlichkeit wird insbesondere von Wissenschaften erwartet, die nicht nur der Sache nach, sondern gerade auch in ihren Ausdrucksmitteln eng mit der Alltagswelt verbunden sind. Speziell die Philosophie weist jenen Doppelcharakter auf, den Adorno (1973), S. 8f., mit der Unterscheidung von „Fach“ und „Nichtfach“ beschreibt und diesbezüglich erklärt:

Die Schwierigkeit der philosophischen Terminologie hängt wesentlich damit zusammen, daß die Philosophie auf der einen Seite keine Branche, auch nicht einfach eine Wissenschaftsdisziplin unter anderen ist, sondern daß sie gerade der Versuch ist, dem verdinglichten, branchemäßigen Denken sich zu entziehen, daß sie auf der anderen Seite dabei aber doch selber der Arbeitsteilung, der Verfestigung und damit eben auch der Ausbildung einer festen Sprache, einer festen Terminologie sich nicht entziehen kann. (ibid., S. 30)

Begegnet man z. B. in der Molekularbiologie oder der Astrophysik (oder, so Adornos Beispiel, der Dermatologie) einer Fachsprache, die wenigstens in ihrem terminologischen Kernbereich in keiner Weise an die Normalsprache erinnert, so liegt eine Kritik der Schwerverständlichkeit oder Unverständlichkeit schon deshalb nicht nahe, weil der unmittelbare Bezug der Fachtermini zur Alltagswelt fehlt bzw. zurücktritt. Begegnet man hingegen in der Philosophie einer Fachterminologie, die sich in vielfältiger Weise mit der Normalsprache überschneidet, so geben diese Überschneidungen ständig Anlass für Vergleiche einzelner Begriffe hinsichtlich ihrer – oftmals divergierenden – fachterminologischen und außerfachlichen, normalsprachlichen Kontexte. Die hauptsächlichsten Problemfälle sind also nicht die genuin normalsprachlichen („wer“, „ich“, „viele“) und wohl auch nicht die ausschließlich fachterminologischen Ausdrücke („Hylemorphismus“, „Epiphänomenalismus“, „Propositionalität“), sondern die zahlreichen Grenzfälle, die sowohl normalsprachliche als auch fachsprachliche Bedeutungen aufweisen („Macht“, „Wille“ usw.). „Hylemorphismus“ als künstlicher, der Alltagssprache völlig entrückter Baustein irritiert aus dieser Sicht weniger als ein umgedeuteter oder transkontextualisierter Willensbegriff. Die normalsprachliche Zugänglichkeit oder Geläufigkeit eines Ausdrucks kann ein Verständnis suggerieren, das für die fachterminologische Bedeutung desselben Ausdrucks kaum förderlich, im Einzelfall sogar irreführend ist. Es sind die hybriden Ausdrücke des Grenzbereichs von Fachsprache und Normalsprache, die die Philosophensprache offensichtlich in besonderer Weise prägen, belasten und zugleich bereichern.

Gerade von der Philosophie wird oft gefordert, dass sie sich wegen der prinzipiellen Unbegrenztheit ihrer fachlichen Zuständigkeit und der vielfältigen Bezüge zur Lebens-

welt schon auf der Sprachebene einem breiten Publikum öffnen bzw. verständlich machen sollte. Man kann nun für eine Esoterik der Philosophie plädieren, indem man auf ihren Rang als zunehmend spezialistische Wissenschaft und auf die Tatsache hinweist, dass auch andere Disziplinen keinen Anlass sehen, für allgemeine Zugänglichkeit auf der Sprachebene zu sorgen. Man kann sogar noch weiter gehen, indem man, wie Peirce (1983), S. 47, unter der Überschrift einer *Ethik der Terminologie* für Esoterik der philosophischen Fachsprache plädiert und hierin ein Ökonomieprinzip in dem Sinne sieht, dass „nachlässige Denker“ gerade mittels einer möglichst eigenartigen Terminologie von philosophischen Fachdiskussionen ferngehalten werden könnten und sollten. Umgekehrt kann man die Esoterik einer Fachsprache kritisieren, indem man auf Vorteile hinweist, die in der Zugänglichkeit der Disziplin für einen möglichst großen Personenkreis liegen. In diesem Sinne begegnen uns in der Philosophiegeschichte Ansätze zu einer Popularisierung der Philosophie, durch die man schwer verständlichen Texten vermeintlich vereinfachte – nicht zuletzt vorpropositional bzw. terminologisch verschlankte – Versionen für ein breiteres Publikum an die Seite stellt. Als klassisches Beispiel hierfür wären Kants *Prolegomena* zu nennen, die im Umfeld einer kontrovers geführten Popularisierungsdebatte entstanden sind.

Jene Debatte hat im Umfeld von Kant (Johann Georg Hamann, Marcus Herz, Moses Mendelssohn) anlässlich des Erscheinens seiner *Kritik der reinen Vernunft* stattgefunden, die infolge diverser Schwierigkeiten des Publikums mit dem als dunkel und schwer verständlich empfundenen Werk durch einen „populären Auszug“ flankiert und so leichter zugänglich gemacht werden sollte.⁷ Was an dem Vorhaben des „populären Auszugs“ und der diesbezüglichen Diskussion hier wichtig scheint, sind insbesondere drei Punkte: (1) Worauf beruht die Unverständlichkeit der *Kritik der reinen Vernunft* bzw. hat sie überhaupt mit terminologischen Fragen zu tun? (2) An wen richten sich Kants *Prolegomena* als einleitendes, die *Kritik der reinen Vernunft* popularisierendes Werk? (3) Inwieweit erfüllen die *Prolegomena* den Anspruch der Popularisierung bzw. inwieweit leisten sie den hermeneutischen Dienst, den Kant der Schrift zugewiesen hat? (Zu 1:) Dass die Schwerverständlichkeit der *Kritik der reinen Vernunft* sich weniger der berüchtigten Komplexität von Kants Satzbau, Gedankenführung und Differenzierungsniveau und damit propositionalen Eigentümlichkeiten verdankt als vielmehr terminologischer Natur ist, lässt sich schon Kants Eigendiagnose entnehmen, mit der er in der Vorrede der *Prolegomena* seinen „populären Auszug“ begründet: Für ihn selbst ist sein kritisches Hauptwerk nicht nur „trocken“, „dunkel“ und „weitläufig“, sondern auch „allen gewohnten Begriffen widerstreitend“,⁸ so dass er in einem Brief von 1783 die „Kränkung“ beklagt, „fast von niemand verstanden worden zu sein“.⁹ (Zu 2:) Schon die damalige Diskussion registrierte und kommentierte, dass Kant, wie er gleich

⁷ Vgl. Vorländer (1920), S. V-IX.

⁸ Kant, *Prolegomena*, Vorwort, AA IV, S. 261.

⁹ Vgl. Vorländer (1920), S. VI.

im ersten Satz seiner Vorrede schreibt, die *Prolegomena* nicht für „Lehrlinge“, sondern für „künftige Lehrer“, also für im prospektiven Sinne Sachverständige, konzipiert hat. Diese Klarstellung wird aber dadurch zurückgenommen, dass Kant sich noch auf derselben Seite mit seinem Buch an alle wendet, die „es wert finden, sich mit Metaphysik zu beschäftigen“¹⁰ – eine deutliche Popularisierungsprogrammatische. (Zu 3:) Immer wieder wird moniert, dass die *Prolegomena*, ungeachtet aller anderen Qualitäten, kaum einen vereinfachten Zugang zu Kants kritischer Philosophie bieten. Woran das liegt, ist wiederum auslegungsfähig. Entweder hat Kant sein Ziel verfehlt, weil er kontingenterweise nicht in der Lage war, ein geeignetes Einführungsbuch zu verfassen. Oder aber er ist über ein prinzipielles Problem nicht hinweggekommen, das darin bestehen könnte, dass sich anspruchsvolle fachphilosophische Werke einfach nicht popularisieren lassen. Aber auch diese Diagnose wäre noch zu differenzieren. Einiges spricht dafür, dass eine populärwissenschaftliche Umformung gerade dann gute Chancen hat zu misslingen, wenn der Verfasser des ursprünglichen, zu popularisierenden Werkes selbst sich dieser Aufgabe widmet. Es ist anzunehmen, dass gerade ihm die nötige Distanz fehlt, die für eine Popularisierung erforderlich scheint. Um fachphilosophische Texte von außen verstehbar zu machen, ist eine Positionierung von außen schon dem Verfasser abzuverlangen, soll er doch die sachliche Distanziertheit des Publikums irgendwie antizipieren, um sie überwinden zu können, und eine solche Distanzierung von den spezifischen fachwissenschaftlichen Inhalten ist eben dem Autor derselben am wenigsten zuzutrauen und zuzumuten. Signifikanterweise ist der Erfolgstitel *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?* nicht ein Werk, dem eine genuin fachwissenschaftliche Schrift, die nun durch deren Verfasser selbst popularisiert würde, vorausgegangen wäre, sondern eine Schrift, die die Fachfremdheit des Publikums ohne Umweg über eigene vorgängige Fachesoterik antizipiert.

Während also Kant als Verfasser der *Prolegomena* das Popularisierungsanliegen prinzipiell anerkennt, ohne ihm letztlich genügen zu können, plädiert Hegel für die Esoterik der Philosophie so entschieden wie sonst nur wenige:

Die Philosophie ist ihrer Natur nach etwas Esoterisches, für sich weder für den Pöbel gemacht noch einer Zubereitung für den Pöbel fähig; sie ist nur dadurch Philosophie, dass sie dem Verstande und damit noch mehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man die lokale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegengesetzt ist; im Verhältnis zu diesem ist an und für sich die Welt der Philosophie eine verkehrte Welt.¹¹

Eine Philosophie, die ihren Namen verdient, ist für Hegel auf Eingeweihte beschränkt. Philosophisches Denken und Urteilen einerseits und der *sensus communis* andererseits stehen sich antagonistisch gegenüber. Populärphilosophie – etwa von Diderot entschieden gefordert – wird als Vermittlungsversuch nicht ernstgenommen, sondern ohne weiteres der einen Seite, dem *sensus communis*, zugeschlagen. Die lebensweltliche und die

¹⁰ Kant, *Prolegomena*, Vorwort, AA IV, S. 255.

¹¹ Hegel, *Jenaer Schriften 1801-1807*, TWA 2, S. 182.

philosophische Orientierung repräsentieren disparate Ordnungen. In Hegels Ausdrucksweise von „Pöbel“ bzw. „Pöbelphilosophie“ wird allerdings sichtbar, dass er – kaum sachlich – die Unterscheidung von Philosophen und Nichtphilosophen als Standesdifferenz mit entsprechender Diffamierungsintention verwendet. Populärphilosophie identifiziert Hegel explizit oder implizit mit Seichtigkeit, Eklektizismus, Systemlosigkeit, Argumentationsdefiziten und Konzentration auf bloß Wahrscheinliches: Popularisieren heißt „Plattmachen“.¹²

So entschieden Hegel für eine fachphilosophische Esoterik plädiert, indem er meint, dass Philosophie nur *von* einer qualifizierten Minderheit adäquat betrieben werden könne, obwohl sie doch nach dem *sensus communis* Philosophie *für* eine nicht eigens qualifizierte Mehrheit sein soll, so deutlich ist andererseits seine gleichgültige bis ablehnende Haltung zu dem Erfordernis einer philosophischen Terminologie. Die deutsche Sprache lobt Hegel u. a. für ihre Eigenschaft, dass manche ihrer Wörter eine Vielfalt von bisweilen sogar entgegengesetzten Bedeutungen aufweisen. Er würdigt in dieser Hinsicht einen „spekulative[n] Geist der Sprache“ und gelangt zu dem bündigen Fazit: „Die Philosophie bedarf daher überhaupt keiner besonderen Terminologie [...]“.¹³ Hegel räumt ein, dass „wohl aus fremden Sprachen einige Wörter aufzunehmen“ sind, die „durch den Gebrauch“, d. h. ohne explizite Übereinkunft, bereits etabliert sind. Ersichtlich schätzt er also die innovative Kraft einer von Bedeutungsvielfalt geprägten Normalsprache höher ein als die stabilisierende Funktion einer etablierten Fachterminologie; entsprechend lassen sich wissenschaftliche Sachverhalte „nackt“ oder auch „mit mehr Terminologie zusammengebraut“ darstellen.¹⁴ Wissenschaftliche bzw. philosophische Fachterminologie steht also bei Hegel nicht hoch im Kurs; erst recht wird sie nicht für unerlässlich oder wissenschaftskonstitutiv angesehen. Er plädiert für fachliche Esoterik ohne fremdsprachliche Anleihen. Der von Hegel in diesem Sinne betonte „spekulative Geist der Sprache“ tritt in Schopenhauers Willensbegriff paradigmatisch zutage.

Fragen danach, ob eine Terminologie der Philosophie notwendig, überflüssig oder sogar kontraproduktiv sei, begegnen uns in der klassischen neuzeitlichen Philosophie ebenso wie in der Gegenwart. Die weitgehend aporetische Diskussion um Charakteristika und Erfordernisse einer angemessenen Terminologie zeigt sich von einzelnen Schulen oder Strömungen weitgehend unabhängig. Sie begegnet ebenso in der phänomenologischen Richtung (Husserl) wie in der analytischen (Wittgenstein) und kann sich auch ästhetisierend artikulieren (Nietzsche). Besonders in der Philosophie des 20. Jahrhunderts ruft das Unbehagen an der tradierten und etablierten Terminologie vielfältige Reflexionen und Reaktionen hervor. Heidegger entwickelt eine gleichsam runderneuerte philosophische Terminologie, bei der er sich stark auf Etymologien stützt und bewusst normalsprachliche Elemente durchscheinen lässt („Existenzialität“, „Innerzei-

¹² Ibid., S. 183.

¹³ Hegel, *Wissenschaft der Logik* I, TWA 5, S. 20f.

¹⁴ Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, TWA 3, S. 50.

tigkeit“, „Zuhandenheit“). Whitehead konstatiert Mängel in der traditionellen philosophischen Terminologie und ersetzt, manchmal ebenfalls etymologisierend, zahlreiche Termini durch ein Vokabular, das der menschlichen Erfahrung und damit der Alltagswelt bereits auf einer rudimentären metaphysischen Ebene gerecht werden soll („Erfassen“, „Führung“, „Erfüllung“). Terminologische Verschiebungen, die uns an die Beispiele „Macht“ und „Wille“ bei Nietzsche bzw. Schopenhauer erinnern, gehören zum Programm seiner auf imaginative Verallgemeinerung setzende Prozessmetaphysik in *Process and Reality*. Whitehead und Heidegger indessen werden mit ihren terminologischen Erneuerungsansprüchen zur idealen Zielscheibe von Positionen, die terminologische Erneuerungsprojekte grundsätzlich in Frage stellen und für das Festhalten an einer etablierten Terminologie votieren, indem sie einem sprachlichen Purismus den Vorzug vor vermeintlichen Extravaganzen geben. Es ist die Leistungsfähigkeit solcher oft mit Kontextverschiebungen einhergehenden Extravaganzen, die Högrefe in seiner Interpretation von Schopenhauers Willensbegriff ins rechte Licht rückt, und diese Wertung ließe sich unschwer auf Heideggers und Whiteheads terminologische Innovationen ausweiten.

Husserl beschreibt die von ihm vertretene Phänomenologie im Sinne eines anvisierten, noch zu realisierenden Projekts, das in der Anfangsphase die dabei verwendeten Termini „in gewisser Weise in Fluß“ und „auf dem Sprunge“ belassen will.¹⁵ Dem Gegenstand der Phänomenologie als einem zunächst „in ungeschiedener Einheit Erschau-ten“, welchem die „Zusammenhangstendenzen“ und „Beziehungsrichtungen“ der noch vagen, fluktuierenden Terminologie gerecht werden sollen, folgt die terminologische Beschränkung und Modifizierung, Fixierung und Differenzierung erst als eine spätere Stufe. Husserl wendet sich damit nicht gegen terminologische Festlegungen schlechthin, sondern betont den Gesichtspunkt der richtigen Schrittfolge und des passenden Stadiums:

Es ist also erst auf einer sehr weit fortgeschrittenen Entwicklungsstufe der Wissenschaft auf endgültige Terminologien zu rechnen. Irreführend und grundverkehrt ist es, an allererst sich emporarbeitende wissenschaftliche Darstellungen äußerlich-formale Maßstäbe einer Logik der Terminologie zu legen und in den Anfängen Terminologien zu fordern von einer Art, in der sich allererst die abschließenden Ergebnisse großer wissenschaftlicher Entwicklungen fixieren.¹⁶

Die Beliebigkeit des Anfangsstadiums, für das „jeder Ausdruck gut“ sei, bedeutet keine definitive Beeinträchtigung, denn die „weitere Bestimmung, bzw. Klärung ist eben die weitere Aufgabe“. Auch profitiert nach Husserl jenes phänomenologische Frühstadium von bildlichen Ausdrücken im Gegensatz zu „einem unanschaulich-wissenschaftlichen Denken“.¹⁷ Damit ist angezeigt, dass für ihn eine fortschreitende Terminologisierung

¹⁵ Husserl, *Phänomenologie*, S. 190.

¹⁶ Ibid.

¹⁷ Ibid., S. 191.

zugleich Distanzierung von der Lebenswelt bedeuten kann. Terminologische Revisionen und Innovationen wird Husserl andererseits gutheißen, sind sie doch Insignien einer sich erst noch entfaltenden Philosophie.

Für Wittgenstein sind philosophische Theoriebildungen damit verbunden, dass die sprachlichen Ausdrücke aus ihrer gewöhnlichen in eine außerordentliche Konstellation übertragen und dabei korrumpiert werden. Sein in PU §116, S. 300, angezeigtes Revisionsprojekt erscheint konsequent: „Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück.“ Ob dieses Ansinnen ein Eliminierungsprogramm für Metaphysik bzw., wie oft behauptet wurde, einer generellen Selbstaufhebung der Philosophie gleichkommt, oder ob es darum geht, Philosophie durch Erneuerung ihrer Anschlussfähigkeit an die Normalsprache und damit auch die Lebenspraxis oder Lebenswelt kommunizierbar zu machen, ist hier nicht zu diskutieren. Jedenfalls stellt Wittgenstein fest, dass ein Wort wie „Wissen“, „Sein“, „Gegenstand“ usw. – unsere Beispiele „Wille“ und „Macht“ ließen sich ebenso wie Whiteheads Schlüsseltermini hier zwanglos subsumieren – in metaphysischen Zusammenhängen kaum einmal so verwendet wird wie in der Sprache, „in der es seine Heimat hat“ (ibid.). Jene Ausdrücke lassen, wenn man sie in den Dunstkreis der Metaphysik verpflanzt und damit – im Sinne von Wittgensteins Metapher – heimatlos macht, ihr normalsprachliches Fundament hinter sich und werden dabei gewissermaßen haltlos: „[D]ie philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*“ (PU §38, S. 260). Auf den ersten Blick bedeutet die Metapher des Feierns, dass die Sprache nicht mehr in ihrer üblichen lebenspraktischen Funktion arbeitet, sondern für andere, philosophische Sprachspiele vereinnahmt wird. Sprachspiele sind nach Wittgenstein eingebettet in Lebensformen. Fachwissenschaftliche Sprachspiele sind eingebettet in eigene Lebensformen, etwa die philosophische, die der außerwissenschaftlichen Lebenswelt ebenso wie den Vertretern anderer Fachdisziplinen unzugänglich und unverständlich werden kann. Daher Wittgensteins schon zitierter Befreiungsschlag: „Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück.“ Indem er die vielfältigen, alltäglichen Verständigungsfunktionen der Normalsprache, der *ordinary language*, in den Blick rückte, leistete er einen wirkungsgeschichtlich erstrangigen Beitrag zur analytischen Philosophie. Wenn Bieri (2007) die kritische Frage stellt, was von der analytischen Philosophie heutzutage bleibe, beschreibt er diese nicht nur über ihre Tendenz der „Professionalisierung“ und „Expertenkultur“, sondern auch über ihr spezielles „Niveau an begrifflicher Artikulation“ im Sinne ihrer „weitläufigen, ausgefeilten Fachsprache, die außerhalb der Mauern der Akademie kein Mensch versteht“ (ibid., S. 333-335). Diese Charakterisierung, die der analytischen Philosophie in forcierter Weise nachsagt, was sich hinter Adornos genereller Typisierung der Philosophie als „Fach“ verbirgt, muss man nicht teilen. Vielmehr ist festzustellen, dass die analytische Philosophie – abgesehen davon, dass sich in ihr terminologische Reflexionen seltener finden, als dies von einer sog. Methodenphilosophie zu erwarten wäre – kaum ein besonders auffälliges Niveau fachsprachlicher Professionalisierung ausgebildet hat und sie inso-

fern entgegen Bieri auch kaum von substantieller „Orientierung im Denken“ (ibid., S. 344) oder gar lebensweltlich herausfordernden Frageperspektiven wegführt. Spezifische Probleme bergen, wie schon angedeutet, ohnehin weniger die strikt esoterischen Bestandteile der philosophischen Fachsprache als vielmehr die Grenzgänger zwischen Normalsprache und Fachjargon.

Verständigungshürden unter spezialisierten Wissenschaftlern haben, wie auch Ryle (1970), S. 20, feststellt, ihren Grund weniger in den „logischen Tücken“ der Fachtermini als in denen der „am Disput beteiligten nicht-technischen Begriffe, die so unauffällig und alltäglich sind“. Dies lässt sofort an unsere Beispiele „Wille“ und „Macht“ denken, aber auch an den Wortgebrauch in „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“. Ryle vergleicht Fachsprachenbenutzer mit Verkehrsteilnehmern, die mit besonderen, technisch raffinierten Fahrzeugen auf öffentlichen Straßen unterwegs sind. Analog sind spezialistische Fachtermini auf ein öffentliches Terrain im Sinne einer normalsprachlichen Basis angewiesen, auf der sie ihre kommunikative Funktion entfalten können. Wie nun das Orientierungsproblem eines Autofahrers nicht an Defekten seines Fahrzeugs, sondern an Schwierigkeiten des Straßennetzes liege, so seien auch fachwissenschaftliche Orientierungsprobleme in der Regel nicht auf Funktionsmängel des esoterischen Fachvokabulars selbst, sondern auf Tücken der normalsprachlichen Verständigungsplattform zurückzuführen. Mit Nachdruck betont Ryle den Team-Charakter fachterminologischer Ausdrücke bzw. Ausdrucksgruppen. Der etablierten Vorstellung des separat katalogisierbaren und lernbaren Einzelwortes stellt er zusätzlich das Bild von Wörtern als Mannschaftsspielern gegenüber, deren Funktion sich erst im Zusammenwirken erfüllt. Das isolierte Einzelwort verliert ebenso wie der isolierte Spieler, gleichsam auf sich gestellt, seinen Funktionswert, was Ryle zu einer methodologischen Kritik an der Bezeichnung „Analyse“ im Sinne von „Begriffsuntersuchungen“ (in der analytischen Philosophie) veranlasst (ibid., S. 43). Diese will er nicht als Wort-für-Wort-Inspektion, ähnlich einer sukzessiven Prüfung von Fahrzeugen durch den TÜV, verstanden wissen. Vielmehr sei richtig verstandene Analyse eher mit der Aufgabe von Hubschrauberpiloten der Verkehrspolizei zu vergleichen, die Verkehrsströme beobachten und regulieren. „Begriffskonflikte“ im Sinne von Ryles Buchtitel (engl. *Dilemmas*) sind dann mit Stauungen des wuchernden Verkehrsgeschehens gleichzusetzen und betreffen nicht die Einzelwörter, sondern eben deren Zusammenspiel. Freilich wird in Ryles Bild der Verkehrspolizei zu viel und den Verkehrsteilnehmern zu wenig zugemutet, da diesen – bzw. den Sprachbenutzern – die Aufgabe disziplinierter Sprachverwendung zunächst einmal selbst zufallen müsste.

Dass Wörter keine einsamen Akteure sind, sondern geradezu Funktionsträger nach Art von Mannschaftssportlern, veranschaulicht Ryle anhand von Kartenspielen wie Bridge oder Poker. Hier sind Ausdrücke wie „bedienen“, „Trumpf“ und „Partner“ nur von Kennern des Spiels und seiner Regeln zu verstehen, so wie man umgekehrt nur bei rudimentärer Kenntnis dieser Ausdrücke und ihrer Bedeutung im Spielkontext den

Bridgekennern zuzurechnen ist. Dasselbe gilt, wie Ryle betont, für die Terminologien der Wissenschaften:

Wir haben es immer mit einem Team, einer nach Rollen gegliederten Mannschaft von Begriffen zu tun, und nicht etwa mit einer zügellosen Horde von Jargonausdrücken. Jede der vor kommenden Vokabeln hat eine Rolle, die mit den Rollen der übrigen verflochten ist und auf diese Weise ihren Beitrag zu dem betreffenden Spiel bzw. der Funktion des betreffenden Begriffsapparats leistet. (ibid., S. 45)

Man verfügt über einen Terminus nicht schon dann, wenn man ihn im Wörterbuch nachgeschlagen hat, sondern wenn man die Rolle kennt, die er in seinem jeweiligen Kontext und im Zusammenhang mit seinen Nachbarbegriffen spielt. Fachterminologien ähneln in ihrer Komplexität, der wechselseitigen Angewiesenheit der Ausdrücke aufeinander, der Normalsprache, in der allerdings die Rollenzuschreibung und Bedeutungsfestlegung für weniger strikt und verbindlich gehalten werden als bei einem technischen Vokabular.

Während wir die Verwendungsregeln für Bridge-Begriffe jederzeit in einem Handbuch nachschlagen und mit den Regeln anderer Kartenspiele vergleichen können, stehen uns, wie Ryle annimmt, keine entsprechenden Handbücher für „wissenschaftliche Begriffe und die nichttechnischen Begriffe der Alltagssprache“ zur Verfügung (ibid., S. 114). Die Regeln ihres Gebrauchs sind, so Ryle im Sinne des späten Wittgenstein, an diesem Gebrauch selbst abzulesen. Dem ist allerdings entgegenzuhalten, dass uns einerseits auch für wissenschaftliche und normalsprachliche Ausdrücke Handbücher zur Verfügung stehen und dass andererseits auch bei Kartenspielen wie Bridge wenigstens prinzipiell die Möglichkeit besteht, Regeln für die Verwendung der Begriffe aus deren Gebrauch selbst abzulesen. Ryle betont indessen richtig die analoge Theoriebeladenheit von Termini z. B. eines Kartenspiels und einer Wissenschaft. Wie man kaum unabhängig von jeder Kenntnis des Pokerspiels lernen kann, was ein Straight Flush ist, so wird man auch kein adäquates Verständnis eines wissenschaftlichen Terminus z. B. aus der Genetik gewinnen, solange einem jede Kenntnis des Kontextes fehlt, d. h. hier der Theorie, mit der dieser Terminus gleichsam beladen ist. Wenn man, wie Ryle, das Erfordernis (fach-)sprachlichen Funktionierens weniger mit Einzelwörtern als vielmehr mit ihrem Zusammenspiel in Verbindung bringt, mag dies suggerieren, dass es die propositionalen Strukturen sind, auf die es wesentlich ankommt. Tatsächlich geht es aber zunächst um ein vorpropositionales Zusammenspiel von Termini. Ryle räumt allerdings ein, dass das logische Niveau und die Komplexität der Termini einer Wissenschaft deutlich über die Komplexität des Kartenspiel-Jargons hinausgehen kann: Wie der Terminus „Lichtwelle“ erheblich mehr „theoretisches Gepäck“ trägt als Ausdrücke wie „blau“ oder „rosa“, so wird er auch theoriebeladener sein als die Fachausdrücke eines Kartenspiels (ibid.). Es bleibt eine prinzipielle, strukturelle Vergleichbarkeit beider Sphären, aber die höhere Komplexität der wissenschaftlichen Terminologie ist weder zu bestreiten noch zu vermeiden. Wenn Ryle schließlich die Schwierigkeit einer klaren Grenzziehung bzw. systematischen Differenzierung zwischen dem technischen Voka-

bular des Wissenschaftlers und der vielfältigen Verwendung von „nichttechnischen“ oder „halbtechnischen“ Termini des außerwissenschaftlichen, lebensweltlichen Gebrauchs erwähnt, hätte allerdings ein Hinweis auf die philosophische Terminologie nahegelegen. Gerade hier begegnet uns nämlich solch ein „höchst heterogenes Gemisch“ (ibid., S. 115) aus technischen, halbtechnischen und nichttechnischen Begriffen, und wohl nirgends ist die Komplexität des Mischungsverhältnisses geeigneter, übersehen zu werden, Verständigungsprobleme zu erzeugen oder aber neue Ausdrucksmöglichkeiten zu eröffnen, als in der Philosophie.

Ähnlich wie Ryle stellt auch Strawson (1994) dem etablierten Verständnis philosophischer Begriffsanalyse ein neues Konzept gegenüber, das ihm „wirklichkeitsgetreuer und brauchbarer“ erscheint, insofern dabei der übliche Grundgedanke aufgegeben wird, „daß Analyse immer in Richtung auf größere Einfachheit zielt“ (ibid., S. 33). Strawsons Alternative weist in die umgekehrte Richtung:

Stellen wir uns statt dessen lieber das Modell eines kunstvollen Netzes vor, eines Systems verknüpfter Einzelheiten, verknüpfter Begriffe, derart, daß jeder Begriff aus philosophischer Sicht nur verstehbar wird, wenn man seine Verknüpfung mit den anderen Begriffen versteht, seinen Platz innerhalb des Systems [...]. (ibid., S. 33f.)

Beispiele für sein Kontextkriterium liefert ihm die philosophische Terminologie:

So können wir etwa feststellen, daß wir den Begriff Erkenntnis ohne Bezug zu dem Begriff Sinneswahrnehmung nicht vollständig erläutern können, und daß wir nicht alle Merkmale des Begriffes Sinneswahrnehmung ohne Bezug auf Erkenntnis erklären können. (ibid., S. 34)

Das von Strawson favorisierte Modell der Analyse beruht im Gegensatz zu dem üblichen, zurückgewiesenen Modell also nicht auf Reduktion, sondern auf Konnexion: Das „verknüpfende oder konnektierende Modell“ zielt darauf ab, „Verknüpfungen in einem System nachzuspüren“ (ibid., S. 35). Konnexion verdient für Strawson gegenüber Reduktion insbesondere unter der Perspektive der Fixierung einer „Grundlage“ philosophisch-wissenschaftlicher Begrifflichkeit den Vorzug, worunter er „das Modell des Aufspürens von Verbindungen innerhalb eines Systems“ (ibid., S. 40) verstanden wissen will.

Dasselbe Motiv verbirgt sich hinter dem Systemkriterium der Kohärenz bei Whitehead (1979), S. 31: Kohärent sollen die Grundbegriffe einer philosophischen Konzeption in der Weise sein, dass ihnen „Relevanz“ für einander zukommt bzw. dass sie „einander voraussetzen und isoliert betrachtet sinnlos wären“. Begriffe bzw. Termini bedingen sich wechselseitig und geben so die Vielfalt der Aspekte und Verbindungen ihres Bezugsbereichs wieder. Als Beispiel kann Whiteheads Zentralbegriff der Kreativität dienen: „Kreativität“ ist nur unter Rekurs auf und Trennung von angrenzenden Termini wie „wirkliches Einzelwesen“, „Wert“, „begriffliches Erfassen“ usw. und der je unterschiedlichen Perspektive, die sie repräsentieren, vollständig verstehbar. Whitehead (1971), S. 419, erklärt, dass der „durch philosophische Verallgemeinerung“ zu gewinnende „Begriff des fundamentalen, konkret Wirklichen (*final actuality*)“ eine

„scheinbare Redundanz von Ausdrucksformen“ voraussetze; zu fordern sei, dass „die jeweils verwendeten Wörter sich wechselseitig korrigieren“.

Abschließend ist festzuhalten, dass wir mit der Rückfrage an das Erfordernis einer philosophischen Fachsprache auf die vorpropositionale Ebene sprachlicher Wissensbildung verwiesen sind. Auf dieser Ebene sind (mindestens) drei Klassen von Ausdrücken zu identifizieren, die in unterschiedlicher Weise ihren Beitrag zur philosophischen Fachsprache leisten. Nimmt man Adornos Perspektive des Vergleichs der philosophischen Terminologie mit anderen Terminologien auf, dann steht man vor einer ersten Klasse technischer Ausdrücke oder, wie man früher sagte, von Kunstwörtern, also Wortbildungen wie „Hylemorphismus“, „Epiphänomenalismus“, „Propositionalität“ usw., die deutliche Familienähnlichkeiten mit den hieroglyphischen Gebilden der Naturwissenschaften aufweisen und nur Eingeweihten zugänglich sind. Eine zweite Klasse philosophischer Termini wie z. B. „Macht“, „Wille“ oder (Wittgensteins Beispiele) „Wissen“, „Sein“ und „Gegenstand“, die den hybriden Grenzbereich der Philosophie als Fach und Nicht-Fach (Adorno) repräsentieren und exemplarisch die feiernde Philosophensprache (Wittgenstein) repräsentieren, erzeugen nur so lange keine Aversionen des Publikums, wie sie den Sprachbenutzer in dem – freilich oft genug trügerischen – Glauben lassen, das jeweilige Sprachspiel regulär mitzuspielen, oder den Rezipienten erwarten lassen, es adäquat nachzuvollziehen. Eine dritte Klasse von Termini erzeugt an und für sich keinerlei Aversionen qua Nichtverständnis und zählt zweifellos zum nichtfachlichen Ausdrucksrepertoire, lässt sich aber ebenfalls Wittgensteins Feier-Metapher subsumieren: Verstehen wir die Feier-Metapher in der Weise, dass Ausdrücke nicht mehr im Sinne ihres regulären Gebrauchs arbeiten, dann ist eine Wortkonstellation wie „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“, die fragt, was sich so nicht fragen lässt, zweifellos jenem Feier-Phänomen zuzurechnen. Prechts Buchtitel repräsentiert ein Sprachspiel, das dem Einzelwort-TÜV im Sinne Ryles wenig abverlangen würde, aber, ersichtlich ordnungswidrig, seine Hubschrauberpiloten als Sprachverwendungs-Polizisten vor weitreichende Aufgaben stellt.

Eine trennscharfe Linie zwischen Normalsprache und philosophischer Fachsprache lässt sich nicht ziehen. Die verschwimmende Grenze mag irritieren oder auch Schwierigkeiten erzeugen, etwa im Fall des verfremdeten Willensbegriffs bei Schopenhauer. Ob auf die Esoterik des philosophischen Sprachspiels durch Populärphilosophie sinnvoll reagiert werden kann, ist Gegenstand einer klassischen – letztlich aporetischen – Kontroverse, bei der es allerdings weniger um die Frage zu gehen scheint, ob Popularisierung für lebensweltliche Anschlussfähigkeit der Philosophie geeignet ist, als vielmehr darum, ob diese Anschlussfähigkeit überhaupt wünschenswert erscheint. Jedenfalls helfen Populärversionen nicht unbedingt aus fachsprachlichen Schwierigkeiten. Sie können esoterisch bleiben und somit misslingen (Kant), können als Seichtversionen verunglimpft werden (Hegel) oder in eigener Weise mit Esoterik spielen und ihr so verhaftet bleiben (Precht). Wollte man mit Hilfe von Ryles Fachsprachenspolizei das Feiern der Sprache unterbinden, könnte man Probleme der Philosophie (oder sogar die

Philosophie selbst) zum Verschwinden bringen (Wittgenstein). Indessen spricht einiges dafür, die kreativen Potentiale der Philosophie bereits auf der vorpropositionalen, terminologischen Ebene gewissermaßen organismischer Bedeutungsfluktuationen (Husserl) zu würdigen. In diesem Sinne ist exemplarisch die unkonventionelle Bedeutungsfülle des Willensbegriffs, die vorpropositionale Valenz dieses in Schopenhauers Philosophie gleichsam feiernden Terminus zur Geltung zu bringen. Erst feiernde Termini eröffnen jene Spielräume, auf die sich eine innovative Philosophie angewiesen sieht. Nutzt sie diese Spielräume, dann ist sie allerdings gerade in ihren Grundbegriffen auf ein im Sinne von Högbe (2001), S. 12 u. ö., „entgegenkommendes Verstehen“ – ein aus der Definitionskritik Freges gewonnenes Motiv – auf Seiten verstehensbereiter Rezipienten angewiesen.

Die Philosophie kann dem Dilemma ihrer Doppelrolle als, wie Adorno sagt, „Fach“ und „Nichtfach“ kaum ausweichen. Auf Fachjargon, einen in Ryles und Whiteheads Sinn geregelten Funktionszusammenhang teamfähiger bzw. kohärenter Termini, ist sie angewiesen, um fachwissenschaftlichen Spezialisierungs- und Differenzierungsansprüchen genügen zu können. Auf allgemeine Verständlichkeit ist sie angewiesen, damit sie als Orientierungsdisziplin auch des außerfachlichen Publikums erkennbar und auf seine Lebenswelt beziehbar bleibt. Auf terminologische Kreativität ist die Philosophie angewiesen, um den sprachlichen Weltbezug bereits auf vorpropositionaler Ebene innovativ zu halten. Dass sie gerade dabei in Schnädelbachs Sinn die Unmittelbarkeit des Lebens stören kann, ist nicht nur in Kauf zu nehmen, sondern als ihre angestammte Aufgabe zu würdigen.¹⁸

Literatur

Adorno, Theodor W.: *Philosophische Terminologie*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1973.

Bieri, Peter: „Was bleibt von der analytischen Philosophie?“, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 55 (2007), S. 333-344.

Descartes, René: *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*, hrsg. v. Lüder Gäbe, Hamburg 1993 (= Meditationen).

Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1972 (3., erw. Aufl.).

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Theorie-Werkausgabe*, hrsg. v. Eva Moldenhauer & Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1969-1979 (= TWA).

Högbe, Wolfram: „Frege als Hermeneut“, *Bonner Philosophische Vorträge und Studien* 16, hrsg. v. Wolfram Högbe, Bonn 2001.

Högbe, Wolfram: *Deutsche Philosophie im XIX. Jahrhundert*, München 1987.

¹⁸ Ich danke Markus Kraiger, Susanna Melkonian, Iris Preller, Dominik Schmidt und Dennis Sölch für die kritische Durchsicht des Manuskripts und für redaktionelle Unterstützung.

- Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie*, Gesammelte Schriften, Bd. 5, hrsg. v. Elisabeth Ströker, Hamburg 1992 (= Phänomenologie).
- Kant, Immanuel: *Prolegomena*, Berlin 1902ff., Bd. IV der Akademieausgabe (= AA).
- Lichtblau, Klaus: „Macht II“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 5, hrsg. v. Joachim Ritter & Karlfried Gründer, Darmstadt 1980, Sp. 604-617.
- Nietzsche, Friedrich: *Kritische Studienausgabe*, hrsg. v. Giorgio Colli & Mazzino Montinari, München 1988 (2., durchges. Aufl.) (= KSA).
- Peirce, Charles Sanders: *Phänomen und Logik der Zeichen*, hrsg. u. übers. v. Helmut Pape, Frankfurt a. M. 1983.
- Precht, Richard David: *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?*, München 2007.
- Ryle, Gilbert: *Begriffskonflikte*, Göttingen 1970.
- Schnädelbach, Herbert: „Philosophie der Gegenwart – Gegenwart der Philosophie“, Herbert Schnädelbach & Geert Keil (Hrsg.), *Philosophie der Gegenwart – Gegenwart der Philosophie*, Hamburg 1993, S. 11-19.
- Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Zürcher Ausgabe, Bd. 1 & 2, Zürich 1977 (= WWV).
- Strawson, Peter F.: *Analyse und Metaphysik. Eine Einführung in die Philosophie*, München 1994.
- Vorländer, Karl: „Einleitung“, in: Immanuel Kant, *Prolegomena*, Leipzig 1920 (6. Aufl.).
- Weizsäcker, Carl Friedrich v.: *Die Einheit der Natur*, München 1971.
- Whitehead, Alfred North: *Prozeß und Realität*, Frankfurt a. M. 1979.
- Whitehead, Alfred North: *Abenteuer der Ideen*, Frankfurt a. M. 1971.
- Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1984 (= PU).